

JENS WONNEBERGER

Goethe im Nacken

Jens Wonneberger zwirbelt aus Schreibmisere, Ehedilemma und verlorener Freiheit einen Strick, der sich seinem Erzähler um den Hals legt und ihm zunehmend die Luft nimmt.

VON ULRICH RÜDENAUER

22. September 2014 19:18 Uhr ZEIT online

Früher oder später kann so eine Gemütsverstimmung jedem Autor blühen. Aber den Ich-Erzähler in Jens Wonnebergers neuem Roman *Goetheallee* trifft es besonders hart: Der Schreibtisch wird zum Ort, den er mit Unbehagen und Bauchgrimmen umschleicht wie ein Examenskandidat das Prüfungszimmer. Seit Wochen ist ihm keine einzige Zeile eingefallen, die vor einem höheren literarischen Gericht Bestand haben würde. Die frühen, ermutigenden Erfolge liegen so lange zurück, dass sie aus einem anderen Leben zu stammen scheinen.

Und die paar Zeitschriftenbeiträge, die er seither zustande gebracht hat, können das zerbröckelnde Selbstbild nicht mehr recht restaurieren. Mit Texten für eine Imagebroschüre der Tourismuszentrale erweckt er immerhin den Anschein, etwas für den eigenen Lebensunterhalt zu leisten; aber sie sind zugleich der offizielle Ausweis schriftstellerischen Ungenügens. Kurz: Der "Aktienkurs der Kunst" steht schlecht, und es ist kein Wunder, dass die kreative Misere auf die allgemeine Gefühlslage abfärbt – beim Blick in den Spiegel wird das ganze Ausmaß des

Existenzverdrusses sichtbar. "Ich war erstaunt, wie fremd mir dieses Gesicht geworden ist, von Ewigkeit keine Spur, ich sah nur Vergänglichkeit."

Jens Wonnebergers erfolgloser Autor wendet sich aber glücklicherweise zuweilen vom Spiegel ab und den Dingen der Welt zu. Und da funktioniert der Instinkt des Schriftstellers wieder. Was dieser Flaneur aus dem Geiste der Großstadtfiguren von Wilhelm Genazino entdeckt, würde schon einen kleinen Roman ergeben – er könnte zum Beispiel den Titel *Goetheallee* tragen und eine wunderbare Schule des Sehens sein. Und wie schön: Der Dresdener Autor Jens Wonneberger, Jahrgang 1960, hat diesen Roman geschrieben.

Falltüren des Alltags

Goetheallee beginnt wie eine ethnologische Expedition in den Alltag, leicht und ironisch, und bringt immer wieder etwas zum Vorschein, das dräuend unter der Oberfläche verborgen liegt. Unprätentiös wird Gewöhnliches wahrgenommen. Oder Abgründiges, das sich wie eine Falltür im Alltag auftut: die Perücke der Kioskbesitzerin Frau Hartmann zum Beispiel, hinter der sich eine Krankheit versteckt; der breitbeinige Hausmeister Wehovsky, dem es ebenso an Fein- wie an Mitgefühl mangelt und dem einiges Unappetitliche zuzutrauen ist; die Buchhändlerin Frau Wohlgemut, die sich erdreistet, kein einziges Buch des Erzählers im Sortiment zu haben.

Wonnebergers Held ist von Berufs wegen ein guter Beobachter, auch wenn dieser Beruf ihn nicht gerade gut ernährt. Seine Frau Sabine kommt für die Miete auf; sie hat ein solides Einkommen und eine bodenständigere

Einstellungen zu den Notwendigkeiten des Lebens. Es ist nicht von Nachteil, wenn Schriftsteller, zumal solche, die sich ein bisschen schwer tun mit der Wirklichkeit, eine Sabine an ihrer Seite haben – sonst verkommen sie am Ende. Wonnebergers Erzähler würde ohne Sabine gewiss ins Straucheln geraten.

Johnny Cash auf dem Plattenteller

Wir haben es mit einem sympathischen, wenn auch wenig impulsiven Charakter zu tun. Er agiert seinen Missmut nicht aus; vielmehr stauen sich Ungereimtheiten und Niederlagen in ihm an. Er schaut lieber, als dass er redet. Abends hockt er zuweilen bei Wirt Karl in der Klosterstube, in der es klare Regeln gibt: kein unnötiges Plappern und Johnny Cash auf dem Plattenteller, der sonor seine Geschichten von Heimweh und Schmerz singt. "Die ergrauten Köpfe am Tresen nicken dazu, als hätten sie es immer schon gewusst."

Bei seinen einsamen Spaziergängen durch die Goetheallee sitzt dem Erzähler nicht nur der Namensgeber der Straße als Autor-Übervater im Nacken. Die dort ansässige Buchhandlung, die sein Werk ignoriert, bereitet ihm ebenso großes Unbehagen wie die Befürchtung, von Sabine beim vermeintlichen Nichtstun beobachtet zu werden – die nämlich kann von ihrem Büro im Jobcenter aus die ganze Goetheallee überblicken. Der gehemmte und nicht mehr veröffentlichende Schriftsteller steht gehörig unter Rechtfertigungsdruck, wenn er zu wenig Zeit am Schreibtisch verbringt. Der Kreativität ist das nicht zuträglich.

Die Schreibblockade ist also nur der Vorbote einer Eheflaute, und die

wiederum ein Klacks gegen die umfassende Existenz- und Sinnkrise. Oft denkt unser Autor in diesen Tagen an seine frühere Liebe Katharina, während ihm zugleich schwant, dass der grobe Hausmeister Wehovsky eine charmantere Seite besitzt, für die Sabine sehr empfänglich ist. Ihm kommt sogar der Verdacht, dass sie eine Affäre mit ihm haben könnte. Und die Literatur? Widerwillig, aber doch irgendwie auch wie ein Ertrinkender, schnappt er nach einem Thema, das ihm seine Zeitungsverkäuferin Frau Hartmann aufdrängt: Die erzählt gerne von ihrem Großvater, einem früh berufenen Nazi, der sich, bevor es 33 richtig losgehen konnte, bei einer Kundgebung auf der Goetheallee eine Lungenentzündung holte und zumindest selbst keine allzu großen Dummheiten mehr machen konnte. Einen Gedichtband hat dieser Großvater gleichwohl hinterlassen, seine Erfahrungen als Vagabund verarbeitend. Und die interessieren das Wonnebergersche Alter ego sehr, weil er sich selbst in seinem kleinen Viertel eingeschlossen fühlt und sich möglicherweise nicht mehr mit gelegentlichen Ausflügen durch die Goetheallee zufrieden geben will.

Keine Vergnügungstour

Als Sabine schließlich zu des Schriftstellers Entsetzen eine von der Buchhandlung organisierte Italien-Busfahrt auf den Spuren Goethes bucht, kommt das eine zum anderen: Goethes Italienreise war schließlich keine Vergnügungstour, sondern eine Flucht aus vielerlei Zwängen. Die vermaledeite Goetheallee zieht sich unendlich, bis nach Sizilien.

Jens Wonneberger schildert diese Autorkrise in einem wunderbar lakonischen, vagabundierenden Ton. Und er zwirbelt nach und nach die

verschiedenen Fäden – Schreibmisere und Ehedilemma, Routine und verlorene Freiheit – zu einem Strick, der sich um den Hals des Erzählers legt. Und den er zwangsläufig durchschneiden muss, um sich wieder freier bewegen zu können.

Goethe weist die Richtung, aber erst die zuvor gesammelten Landstreicher-Geschichten weisen den Weg. Als Leser ahnt man von Beginn des Buches an, dass in diesem ereignislosen Leben vielleicht doch etwas passieren wird – wie an einem harmlosen Sommertag, wenn die Vögel plötzlich leiser zwitschern oder sogar ganz damit aufhören und aus dem Nichts ein Gewitter einsetzt. So scheint der Erzähler, wenn er mit schlechtem Gewissen durch die Goethealle streicht, Anlauf zu nehmen zu einem größeren Sprung. Und dieser schöne, bescheiden wirkende, aber umso erkenntnisreichere Roman endet tatsächlich mit so einem Satz. Mit einem Aufbruch ins Offene. Oder ins Verderben.